

SCHMIDTS FILMECKE

Fast biblisch:
der Bruderzwist

► JOACHIM B. SCHMIDT über drei neue Filme aus Island: «Rams», «Sparrows» und «Virgin Mountain».

Rams ist ein typischer Island-Film, geprägt von Landromantik, trockenem Humor und Nostalgie. Mit solchen Stereotypen haben die Isländer während den letzten 25 Jahren einige Auszeichnungen entgegennehmen können, von Publikumspreisen bis zu Oscar-Nominierungen. Sie haben früh gelernt, mit wenig Geld effektvolle Filme zu machen. Auf Spezialeffekte und aufwendige Szenenbilder wird verzichtet, Islands Natur als Kulisse übertrumpft jeden computeranimierten Greenscreen – und die gibt es schliesslich gratis. «Rams» ist die jüngste, preisgekrönte Filmperle der kleinen Inselnation. Darin geht es um zwei zerstrittene Brüder, Gummi und Kiddi, und ihre prächtigen Widder, mit denen sie an Wettbewerben gegeneinander antreten. Ihre Höfe liegen zwar Gatter an Gatter, doch sie



kommunizieren nur noch per Hund, der mit schriftlichen Mitteilungen hin- und herjagt. Regisseur und Drehbuchautor Grímur Hákonarson bringt das sture, indes sentimentale Wesen der isländischen Schafbauern auf den Punkt. «Rams» ist ein bodenständiger Film mit fast biblischem Inhalt: dem Streit zweier Brüder. Das Ende ist ergreifend und poetisch. Gummi und Kiddi sind vom Donnerstag, 26., bis Sonntag, 29. November, auf der Leinwand im Kino Rätia Thuis zu sehen.

SCHMIDT MEINT 8.5/10

*

Das tönt jetzt, als seien alle Filme aus Island gelungen. Dem ist nicht so. Es gibt einige Unsitten, die in isländischen Filmen immer wieder vorkommen. «Sparrows», der zweite Spielfilm von Regisseur Rúnar Rúnarsson («Volcano»), ist voll davon: Da schreiben sich die Protagonisten so laut wie möglich an («Du bist ein fucking Loser, verpiss dich!»). Unangenehm. Meist folgt darauf eine Beerdigung. Jemand aus der Familie muss einfach sterben, und die zerstrittenen Hinterbliebenen versammeln sich geläutert am Grab. Sie saufen sich ins Delirium und rauchen Kette. Rúnar Rúnarsson hakt alle diese gestrigen Klischees artig ab, geht dann noch einen Schritt weiter und spickt beim Film «Nói Albinói» (2003): Derselbe verschupfte Teenager in ganz ähnlichen Familienverhältnissen, dasselbe Kaff in den Westfjorden. Ganz im Gegensatz zu «Nói Albinói» scheitert «Sparrows» am völlig directionslosen Drehbuch und an der langweiligen Hauptfigur. Eine unerwartet hässliche, pornografische Szene am Schluss des Filmes bestätigt, dass man den Kinosaal hätte früher verlassen sollen.

SCHMIDT MEINT 3/10

*

Dagur Kári landete 2003 mit seinem Erstling «Nói Albinói» einen Hit; ein Stimmungsfilm, der mit jedem Mal Anschauen besser wird. «Virgin Mountain» («Fúsi» im Originaltitel) ist Dagur Káris neuester Streich. Auch hier schrieb er das Drehbuch, führte Regie und machte die Filmmusik. Dem Werk ist diese Einheit anzuspüren. Fúsi ist der Name des Protagonisten; ein Koloss, schwabbelig, wortkarg und eigen. Die Einsamkeit in Person. Am Flughafen stapelt er Gepäck aufs Förderband, zu Hause – er wohnt bei seiner Mutter – spielt er Zweitweltkrieg-Schlachten in Miniatur nach. «Virgin Mountain» ist überraschend leichtfüssig und charmant. Fúsi packt uns von der ersten Minute an, wir sind auf seiner Seite, wir wünschen ihm Freunde, wir wünschen ihm Liebe, und als er mit einer manisch-depressiven Frau ausgeht, halten wir bange die Luft an.

SCHMIDT MEINT: 8/10

JOACHIM B. SCHMIDT wuchs in Casis ohne Fernseher auf. Heute lebt der Filmfreak und Schriftsteller in Reykjavík, Island. www.joachimschmidt.ch

«Ich bezweifle, dass das Leben einer bürgerlichen Person bequem ist»

Er ist Verleger, Buchhändler, Antiquar und Kunstsammler. Mit seinen Mundartliedern wurde Walter Lietha zur Stimme einer ganzen Generation, die sich demnächst in der Churer Klibühni selbst thematisiert.

► CARSTEN MICHELS
UND YANIK BÜRKL (FOTOS)

BÜNDNER TAGBLATT: Herr Lietha, in der Churer Klibühni stehen Sie abkommender Woche im Zentrum der Musiktheaterproduktion «Chur, du alti». Ist das schmeichelhaft für Sie oder doch eher ein kurioses Gefühl?

WALTER LIETHA: Kurios ist gut gesagt. Ich war etwas überrascht, weil ich seit 35 Jahren keine öffentliche Person mehr bin. In «Chur, du alti» geht es genau um die Epoche bis dorthin.

Wir sprechen von Chur zwischen Mitte 70-er und Mitte 80-er Jahre, als die jetzt frisch Pensionierten jung waren. Verstehen Sie das Bedürfnis dieser Generation, ein Resümee ziehen zu wollen?

Ich selber bin weniger rückwärts orientiert – es sei denn, es geht um Geschichte. Aber ich mache gern mit bei diesem Projekt. Offenbar bin ich für jene Generation, die sich da selbst befragt, ein Zeitzeuge. Irgendwie haben meine Lieder von einst bis heute überlebt für diese Generation. Eigenartig dabei ist das Gefühl, dort konserviert zu sein, wo man mich haben will (lächelt).

Die Generation der heute 60- bis 65-Jährigen hat Anfang der Siebziger für ziemlich frischen Wind in Graubünden gesorgt. Wie kam es zu dieser Aufbruchsstimmung?

Die Stimmung gab es ja nicht nur hier, sie war ein globales Phänomen. Wir Jüngeren waren hellhörig

«
Wir haben die Welt buchstäblich erfahren
»

und skeptisch gegenüber dem Kulturimperialismus der USA, der die Nachkriegszeit dominiert hatte.

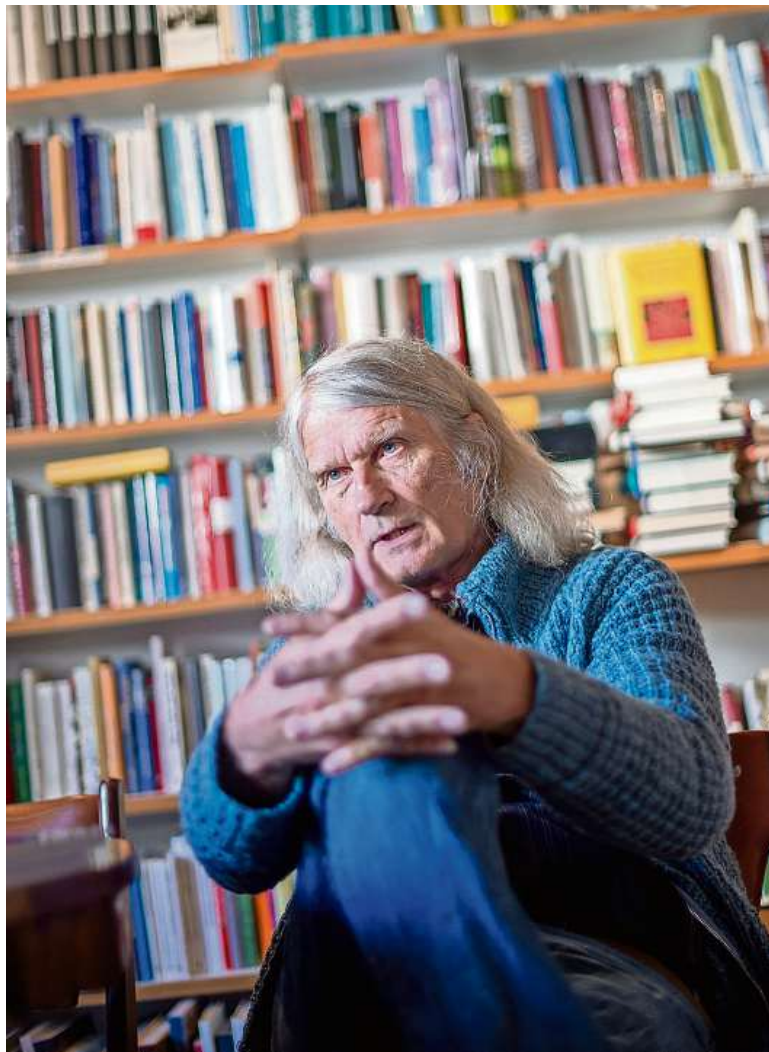
Es gab doch auch subversive Stimmen in den USA.

Darauf wollte ich hinaus. Wir waren hellhörig im wörtlichen Sinn. Ich hatte ein Tonband und habe Radiosendungen mitgeschnitten, wo man sogenannte Topical Songs spielte. 1962 wurde ein gewisser «Bob Deylan» vorgestellt, wie ihn der Moderator nannte. Ich habe diese Stimme gehört, und sie hat mein Leben verändert. Genauso faszinierten mich Jazz und die authentischen Figuren des Folk Blues wie Leadbelly. Der hatte Kraft für zwei.

Musik war wichtig, das Reisen nicht weniger. Unterwegs zu sein mit nichts



Eine Frage der Authentizität: Walter Lietha ist offen für Begegnungen – ob auf Reisen oder in seiner Buchhandlung im persönlichen Gespräch.



«Ich fliege noch stets als freier Vogel»: Walter Lietha hält mit seinen Ansichten und Einsichten nicht hinterm Berg.

in der Tasche: Das hat Ihre Generation «kultiviert». Sozusagen. Ich bin schon als 13-Jähriger mit einem Freund per Autostopp nach Marseille gefahren.

Respekt. Und die Eltern waren einverstanden?

Denen habe ich natürlich nicht gesagt, wohin es geht. Autostopp war damals nichts Ungewöhnliches. Wir Jugendlichen fuhren an den Crestasee, nach Sargans oder versuchsweise nach Zürich. Bevor ich 16 wurde, war ich bereits durch Spanien gefahren und bis nach Istanbul gereist.

Auf der Suche nach neuen Begegnungen?

Es ging um Selbstverwirklichung im positiven Sinn. Wir haben die Welt buchstäblich erfahren – auf Reisen nach aussen wie nach innen.

War das der radikale Bruch mit dem Leben der vorherigen Generation?

Was mich persönlich betrifft, überhaupt nicht. Mein Vater hat mehr als zehn Jahre im Ausland zugebracht und konnte die Sprachen. Englisch habe ich dann auch nicht in der Schule gelernt, sondern von Bob Dylan. Mein Vater hat mir die Songs übersetzt, und zwar nicht mit dem Text vor Augen, sondern vom Tonband oder der Schallplatte abgehört und notiert.



Die «jungen Wilden» der Siebziger haben von ihren Reisen viel Horizont im Geist mitgebracht. Hat diese Horizonterweiterung Ihre Generation zum Teil davor bewahrt, kritiklos ins bequeme Bürgerleben zu schlüpfen?

Ich bezweifle, dass das Leben einer bürgerlichen Person bequem ist. Vom lateinischen «persona» oder «personare» abgeleitet, bedeutet das Wort Person «Maske» oder «durch die Maske tönend». Das er-

«
Chur war damals eine spannende, aufregende Stadt
»

klärt vielleicht, warum so viele Menschen seelisch krank werden, selbstentfremdet hinter ihrer Maske, eingeschnürt in ein Korsett von Zwängen.

Auch Revoluzzer können Masken tragen. Doch noch einmal die Frage: Wie entscheidend war für Ihre Generation das Erlebnis, Welt zu erfahren und hierher zu holen?

Da kann ich nur für mich sprechen. Es war mir klar, dass ich mich bewe-



gen muss. So bin ich nach Amsterdam gegangen – eine weltoffene und nebenbei sehr schöne Stadt, wo sich der Himmel im Wasser spiegelt. Ich habe selber Musik gemacht und vor allem Lieder gesammelt, nicht nur Blues und Folk, auch Lieder aus England, Irland, Spanien und Südamerika. 1968 habe ich Atahualpa Yupanqui kennen gelernt ...

... den grossen argentinischen Sänger und Dichter?

Ja, das war das Wichtigste für mich: seine Poesie und was er zu sagen hat. Für mich ging es immer um Authentizität.

Waren Sie selbstbewusster als andere in Ihrem Alter?

Ich war auf der Suche. Dazu kam vielleicht, dass ich zwischen 14 und 19 Jahren an Leukämie erkrankt war. Es hiess, ich würde ohnehin nicht so lange leben.

Eine geglückte Fehl-Prophesezung.

Zudem hatte ich Freunde in Zürich, die mich überall mit hinschleppten. Später in Chur war es ein Kreis von Freunden wie der Buchhändler Basilio «Pascha» Schmid, der spätere Stadtpräsident Andrea Melchior, H. R. Giger, Gaspare O. Melcher, Reto Hanny und viele mehr – die alle kreativ und geistreich waren.

Viele, die damals ausschwärmten, sind zurückgekehrt. Warum?

Chur war von den 70-ern bis Mitte der 80-er Jahre eine aufregende, eine spannende Stadt.

Ist das Ihr Ernst?

Sicher. Vielleicht war Chur damals sogar die spannendste Stadt der Schweiz. Voller Ideen und Lust am Experiment. Mit Andrea Melchior als Stadtpräsident war vieles möglich, was später undenkbar war.

Das Imperium schlug zurück, meinen Sie, und es folgten bleierne Jahre der Restauration?

Die bleierne Zeit hält bis heute an. Und viele von damals haben sich irgendwie eingerichtet.

Sie auch?

Nein, ich bin immer meinen eigenen Weg gegangen: als Sänger, als Buchhändler, Kunsthändler und Antiquar – und ich fliege noch stets als freier Vogel.

Zur Person

Walter Lietha wurde 1950 in Chur geboren. Schweizweite Bekanntheit erlangte er mit seinen politischen, poetischen und tiefgründigen Mundartliedern. Er führt die Churer Buchhandlung Karlihof respektive das Antiquariat Narrenschiff und leitet den Calven Verlag. (CMI)

